

Kategorie II
Jahrgänge 1998–2000

Gian Brunchwiler, 1998

Eine hilfreiche Begegnung



Ein anstrengender Tag an der Schule ging zu Ende. Die Schüler verliessen das Schulgebäude. Dave nahm sein Fahrrad und machte sich auf den Weg nach Hause. Die Fahrt dauerte etwa eine halbe Stunde. Darauf hatte er nach dem langen Tag in der Schule und bei der winterlichen Kälte draussen keine Lust. Er wollte nur noch zurück in das warme Haus seiner Familie. Während der Fahrt dachte Dave an das, was heute während der grossen Pause in der Schule geschehen war. Wieder einmal war es Fred, der sich mit einem blöden Spruch wegen seiner Hautfarbe vor der ganzen Klasse über ihn lustig gemacht hatte. Fred war der Schlimmste, doch auch andere machten sich lustig über sein Aussehen und seine Herkunft.

Dave war kurz nach seiner Geburt in Kenia adoptiert worden. Ob seine Eltern in Afrika noch lebten, wusste er nicht. Er dachte sich: Wenn es nur eine weisse Farbe gäbe, mit der ich mich anmalen könnte, damit ich so aussähe wie die meisten Menschen in der Schweiz. Doch diesen Gedanken verwarf Dave gleich wieder, da er wusste, dass er unrealistisch war.

Jetzt musste er sich auf den Weg konzentrieren, weil ein dunkles Waldstück vor ihm lag und sein Fahrradlicht dummerweise nicht funktionierte. Dieses Stück des Fahrradweges machte ihm, wenn es dunkel war, immer ein wenig Angst. Doch da musste er nun durch, so wie jeden Tag. Er drückte fester in die Pedale, dabei wurde sein Atem immer schneller. Plötzlich hörte Dave ein Geräusch, das er nicht genau definieren konnte. Um dem Geräusch genauer auf die Spur zu gehen, war er zu ängstlich. Aus diesem Grund fuhr er so schnell wie möglich nach Hause.

Als er die Tür öffnete und sah, dass die ganze Familie bereits friedlich im Haus war, stand ihm die Erleichterung ins Gesicht geschrieben. Er musste noch einen Deutschaufsatz beenden, den er am nächsten Tag abgeben sollte. Dazu war er nach dem anstrengenden Schultag und der unheimlichen Fahrt nach Hause überhaupt nicht motiviert. Doch es musste sein. Dave setzte sich an seinen Schreibtisch und

versuchte, den Aufsatz fertig zu schreiben. Richtig gut funktionierte das nicht, da er die ganze Zeit an dieses merkwürdige Geräusch auf dem Fahrradweg dachte. Es war nicht einfach das Gezwitscher eines Vogels gewesen, oder die Schritte eines Rehs. Nein, das Geräusch war sehr seltsam gewesen, und darum konnte er es überhaupt nicht einordnen.

In Gedanken versunken hörte Dave die Stimme seiner Mutter, die ihn zum Abendessen rief. Das Essen mit seiner Familie tat ihm gut, so konnte er für einen kurzen Moment die Fahrt vergessen. Danach ging er direkt ins Bett, doch gut schlafen konnte er nicht. Das Geräusch sass fest in seinem Kopf.

Am nächsten Morgen fuhr Dave zehn Minuten früher los als normalerweise, da er die Stelle im Wald genauer beobachten wollte. Morgens machte es ihm weniger aus, durch den Wald zu fahren, da es weniger dunkel war als am Abend. Am Ort, wo er gestern die Geräusche gehört hatte, hielt er an, lehnte sein Fahrrad an einen Baum und spitzte die Ohren. Da, genau dasselbe Geräusch. Zu seiner Überraschung war es eine Stimme – eine wohlklingende Stimme. Dave konnte nicht genau hören oder sehen, woher sie kam. Er sah auf seine Uhr und stellte mit Erschrecken fest, dass es schon zehn vor acht war. Er musste sich beeilen, da die Schule in zehn Minuten anfing. Zu spät kommen war für ihn das Schlimmste, weil ihn dann die ganze Klasse auslachte und der Lehrer sie nicht daran hindern konnte.

Heute hatte Dave nur bis Mittag Schule und auf dem Rückweg hielt er wieder am gleichen Ort im Wald an. Er hörte die gleiche Stimme wie am Morgen und dieses Mal konnte er sie auch verstehen. Die Stimme sprach zu Dave. Er wunderte sich, von woher die Stimme kam. Plötzlich sah er auf einem Baum eine Eule, die ihn anstarrte. Zuerst machte ihn dieser Blick ängstlich, doch dann begann sie, erneut zu ihm zu sprechen: «Dave, ich bin hier um dich zu beschützen, ich wollte dir keine Angst machen.»

Vor lauter Staunen hatte er seinen Mund weit geöffnet und konnte ihn gar nicht mehr schliessen.

«Eine Eule kann sprechen?»

«Ja, das kann ich», sagte die Eule.

«Woher kennst du mich?»

«Eulen sehen viel in ihrem Leben, und ich begleite dich, seit du ein kleines Kind warst. Ich habe gesehen, dass du traurig bist, da du eine andere Hautfarbe als deine Kollegen hast und dafür in der Schule geärgert wirst. Ich habe gesehen, dass du meine Hilfe brauchst.»

So richtig glauben konnte Dave dies alles nicht. Träumte er vielleicht? Er rieb sich einmal fest die Augen, aber die Eule war immer noch da.

«Wie hast du das gemeint, dass du mir helfen kannst?»

«Davon erzähle ich dir ein anderes Mal.»

Zu Hause angekommen nahm Dave das Telefon und rief seinen einzigen Freund John an, der in die gleiche Klasse ging. Er erzählte ihm, dass er im Wald mit einer Eule gesprochen hatte. Doch glauben wollte John ihm das nicht. Um John zu beweisen, dass es die sprechende Eule wirklich gab, lud er ihn ein, mit ihm in den Wald zu kommen. Als sie im Wald angekommen waren, war von der Eule weit und breit nichts zu sehen.

«Und wo ist jetzt dieser Vogel?», fragte ihn John, der misstrauisch war.

«Heute Mittag sass die Eule noch auf diesem Baum, doch jetzt ist keine Spur von ihr zu sehen.»

John lachte ihn ein bisschen aus und sagte: «Vielleicht hast du ja alles nur geträumt. Wir sehen uns morgen.»

Er fuhr mit dem Fahrrad davon. Dave war traurig, dass ihm sein bester Freund nicht glaubte, doch die Geschichte war ja auch etwas seltsam.

Plötzlich war die Eule wieder da: «Ich werde dir helfen, dass dich Fred nicht mehr ärgern wird.» Dave wunderte sich, was wohl geschehen würde, und verabschiedete sich von der Eule.

Am nächsten Morgen in der Schule schlich sich Fred mit einer Mütze, die er tief über die Ohren gezogen hatte, als Letzter in die Klasse. Der Deutschlehrer forderte ihn auf,

die Mütze auszuziehen. Langsam zog er sie aus. Und dann ging das Gelächter los, als die Schüler merkten, dass Freds Gesicht über Nacht rot geworden war. Denn eine Crème hatte bei ihm eine allergische Reaktion ausgelöst. Nur Dave lachte nicht. Der Lehrer verlangte Ruhe und hatte Mühe, gehört zu werden. Zur Strafe musste die Klasse einen Aufsatz zum Thema «Respekt» schreiben. Nach der Stunde ging Dave auf Fred zu und fragte ihn, ob sie heute am freien Nachmittag etwas zusammen unternehmen wollten. Fred sagte spontan zu. John, der das gehört hatte, fragte, ob er mitkommen dürfe. Von diesem Tag an waren die drei die besten Freunde. Daran änderte sich auch nichts, als Freds Gesicht in den nächsten Wochen wieder zu seiner ursprünglichen Farbe zurückkehrte.

Ob die Eule an all dem schuld war?

Dave traf die Eule weiterhin im Wald, und die Eule half Dave, seine Ängste zu überwinden. Es blieb sein Geheimnis, und er hat auch nie mehr versucht, seinen Freunden von der Eule zu erzählen. Eines Tages aber war die Eule verschwunden. Dave war traurig, doch die Erinnerung an die hilfreichen Worte der Eule machte ihm Mut.

Olivia Fierz, 1999
Worte in mir



In dieser Hypophyse. Keine Ahnung, wo genau, aber irgendwo dort. Keine Ahnung, ob Mann oder Frau, vielleicht ein Roboter oder ein Tier? Keine Ahnung, wie es dort leben kann oder wie es mit mir kommunizieren kann. Ich habe keine Ahnung. Von nichts. Eigentlich weiss ich nichts über sie/er/es. Und doch hat es/er/sie Macht über meine Aussenerscheinung. Meine Worte. Meine Existenz.

Ich stelle es/ihn/sie mir mit langen blauen Haaren vor, einer Knollennase, nicht zu gross, lange, aufgeklebte Wimpern, einen farbigen Anzug, orange Schuhe von Lacoste und ein fieses Lächeln auf dem runden Gesicht. Die ganze Zeit über dieses Lächeln. Es nervt. Dieses fiese Lächeln mit den halbgelben Zähnen ist so grausam wie Hypothies Gedanken.

Ich nenne ihn/sie/es Hypothies, weil dieses Etwas in meiner Hypophyse sitzt. Oder steht. Was auch immer. Glaube ich auf jeden Fall.

Ich sitze an der Bushaltestelle Rosengartenweg. Wieso nur heisst es Rosengartenweg? Nirgends Rosen. Nirgends ein Garten. Neben mir sitzt eine ältere Dame, den Kopf gesenkt, die Hände in ihrem Schoss gefaltet und die Beine gekreuzt. Ihr Körper ein wenig fester gebaut... *haha, wie fett die ist.* Boahh, Alter, sei mal still, du nervst schon wieder. *Wer bin ich?* Haha, nein, der andere Idiot, der da oben in meiner Hypophyse sitzt, oder steht, was auch immer.

Und da passiert es. Mal wieder. Ich spüre, wie der Satz sich gegen meinen Willen in meinem Gehirn bildet. Keine Kraft, mich dagegen zu wehren. Er gelangt in mein Sprachzentrum, viel zu schnell, um es zu merken. Meine Rippen krümmen sich. Ich spanne sie an, will sie zusammenziehen. Vergeblich. Mein Mund geht auf, die Stimmbänder spannen sich, ich versuche zu husten. Und da flutscht dieser gemeine Satz aus meinem Mund.

«Hahahaha, verdammt, bist du fett, wenn ich dich schubse, dann roll bitte nicht davon, sonst rollst du auf die Strasse und wirst überfahren, ach, warte, geht das überhaupt, oder können die Autos dich gar nicht bezwingen?»

Und wieder stammle ich ... «Nein, Sie verstehen das nicht ..., ich ... ich war das nicht ..., das war ..., ach, egal.»

Wenn ich dieser Dame hier erzähle, dass ich Hypothies in meiner Hypophyse habe, welches/welcher/welche immer genau das sagt, was ich nicht sagen will, aber doch denke, was würde sie tun? Vermutlich würde sie mich anstarren und auslachen. Nachher die Polizei holen und sagen, dass sie ein Verrückter angelabert hat. Dann werde ich vermutlich verhaftet.

Ich, Robert, 16 Jahre, im Jugendknast. Oder nein, in einer Verrücktenanstalt. In einer Einzelzelle würde ich da sitzen, vor mich hinstarren und mich mit Hypothies unterhalten. Ihm eine Standpauke halten. Ihn vermutlich schlagen, es würde mir selber zwar Schmerzen bereiten, aber das wäre mir egal. Ich habe keine Paranoia. Ich versuche, es mir nur zu schlimm vorzustellen, um es dann besser verkraften zu können. Wenn es irgendwer herausfindet. Niemals werde ich es jemandem sagen. Nicht mal das Internet versteht mich; als ich «Junge mit einem gewissen Etwas im Kopf» bei Google eingab, kamen nur Menschen mit Tumoren am Kopf. Ja, was soll man anderes erwarten?

Zurück zu dieser alten Dame. Sie nimmt ihre Chanel-Tasche, holt aus und schleudert sie gegen meinen Kopf. Sicher ein Lippenstift. Sicher von Chanel. Ich spüre ihren bösen Blick. Ich schaue ihr in die Augen. Sie sind aussen dunkelblau und innen etwas grün. Ihr Blick dringt in mich ein, trifft meine Augen, meine Nase, mein Gesicht. Als würde alles in mir zusammenschmelzen zu einem kleinen Fleck Elend. Ich schaue weg, halte ihren Blick nicht länger aus. Sie dreht sich um. Nicht ein Wort hat sie mit mir gesprochen. Da stelzt sie in ihren Lackschuhen, ich schätze Grösse 37, Richtung Migros.

Eigentlich bin ich es ja gewöhnt. Die verachtenden Blicke. Die gemeinen, abschätzigen Sprüche. Ich kann es ihnen nicht verübeln. Doch diese alte Frau, mit ihren Augen, ihrem Blick. So grausam. Als wäre ich ein Monster.

Ich laufe nach Hause. Direkt in mein Zimmer. Ich höre Musik. Prinz Pi (Laura). Danach, beim Abendessen, ist es so still wie immer. Es gibt Kartoffelauflauf mit Gemüse, das Gemüse ein wenig zerkocht. Meine Mutter kann nicht kochen, und mein Vater ist nie zu Hause. Ich sage es ihnen. Heute. Ich werde es ihnen erzählen, ihnen das mit dem Etwas in meiner Hypophyse, welches ich Hypothies nenne, erklären. Sie werden grosse Augen machen und mich anstarren, vielleicht lachen oder weinen. Ich habe keine Ahnung, wie sie reagieren werden. Ich habe keine Ahnung.

«Mum, weisst du noch, als ich zu dir sagte, dass du manchmal noch älter als Oma aussiehst?»

Sie schaut hoch zu mir.

«Ja, das weiss ich noch, aber wir wollen jetzt nicht alte Gefühle aufwecken.»

«Und Dad, als ich zu dir sagte, dass dein Bierbauch so gross ist, wie Mums schwangerer Bauch mit mir im neunten Monat, weisst du das noch?»

«Wieso kommst du jetzt mit der Scheisse?», fragt er genervt.

Kurz, knapp und schnell auf den Punkt gebracht, erzähle ich es ihnen. Vier Augen, die mich anstarren. Zwei Mäuler, die offen stehen, und ein gesenkter Kopf. Ich bin der gesenkte Kopf.

«Ihr müsst mir glauben, ich bitte euch.»

«Ich ...», stammelt mein Vater, «also ..., du hast ein Dinggebimselbums in deinem Kopf, das immer genau das sagt, was du nicht sagen willst. Und du nennst dieses Etwas Hypothies?»

«Ja, weil ich es in meiner Hypophyse vermute», sage ich.

«Und dieser Hypothies ist unsichtbar?», fragt mein Vater. Ich schaue meinen Vater an.

«Nein, er ist nicht unsichtbar, er macht sich durch meine Worte, durch meine Existenz sichtbar.»

Vier Augen, zwei Mäuler. Keine Ahnung, ob sie mir irgendein Wort glauben. Ich habe keine Ahnung.

Sie steht da. Mit ihren braunen Haaren, die im Wind wehen. Mit ihren blauen Augen, die das Meer beschreiben. Mit ihrem Gesicht so rein wie Babyhaut und ihren Lippen, die denen aus allen Werbungen gleichen. Ich starre sie an. Sie schaut mich an. Ich schaue weg. Sie schaut weg. Ich starre sie an. Jemand rempelt mich von hinten an. Es ist Thomas. Ich bin in der Schule nicht wirklich unbeliebt, da ich die Lehrer von vorne bis hinten fertig mache.

«Na, alles klar?», fragt er und gibt mir einen Faustbox an meine rechte Schulter.

«Ja.»

Ich starre sie noch immer an. Es klingelt. Ich blinzle, und weg ist sie. Ich könnte ihr hinterher rennen und ... Meine Beine bewegen sich. *Nein, stopp!* Ich renne. Schneller. Ich versuche, absichtlich gegen einen Baum zu rennen, um mich aufzuhalten, doch ich renne gerade zu ihr hin. Ich stehe vor ihr. Sie blickt mich an.

«Was gibt's?»

Ich versuche, mir die Hand vor den Mund zu halten, aber meine Muskeln sind gelähmt.

«Ich will dich küssen, dich heiraten, fünf Kinder mit dir machen, mein Leben lang mit dir zusammen sein, ich könnte dir ein Haus bauen, nein, ich will dir ein Haus bauen, ein Leben lang mit dir ist mein Traum aller Träume. Ich liebe dich.»

Ich starre sie an. Die Menge hinter mir lacht. Die Menge vor mir lacht. Die Stimme in mir lacht. Hypothies' fieses Lachen. Ich starre sie an. Sie läuft weg mit einem arroganten Blick, der mir an jedem Punkt meines Körpers Schmerzen bereitet. Als würde mich die ganze Welt auslachen, verprügeln, anspucken, missachten. Ich renne aus der lachenden Menge hinaus. Mit dem Abstand zur Menge wird das Lachen leiser, doch innen umso lauter. Ich renne nach Hause, knalle die Tür hinter mir zu, lege mich aufs Bett, nehme meine Kopfhörer, stecke sie in meine Ohren und schliesse die Augen. Prinz Pi (Unser Platz).

Dieses Lachen. Ich halte es nicht aus.

Ich schlage mir gegen den Kopf. Dreimal. Zehnmal. Fünf- undzwanzigmal. Fünfzigmal. Ich höre auf zu zählen.

Wenn man klein ist, wird einem immer gesagt, man soll seine Probleme mit Worten lösen, nicht mit Gewalt. Nun, Worte können oft genauso viel auslösen wie Gewalt. Wenn doch nur dieser scheiss-verfickte Hurensohn von Hypothies aus meiner Hypophyse verschwinden würde. Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie es wäre. Frei denken. Mein Handy summt neben mir. Unbekannte Nummer.

Hey, ich bin's, die, mit der du ein Haus bauen willst, ich wollte nicht so arrogant schauen. Ich gehe morgen mit einer Freundin an den Rhein chillen. Kannst ja auch mitkommen, wenn du willst.

Dieses Gefühl. Ich kann es nicht beschreiben. Es breitet sich über meinem Kopf zu meiner Brust, zu meinen Armen, bis in die Fingerspitzen aus. Mein Herz schlägt schneller. Meine Augen werden grösser. Ich blinzele. Der Blick der alten Dame zieht aus mir hinaus und nimmt alle Sprüche und verachtenden Blicke mit. Als könnte ich fliegen, so leicht fühle ich mich.

Ich nehme die Vase, die meine Oma mir zum Geburtstag geschenkt hat. Sie ist rosa. Ich schreie hinein. So laut ich kann. Ich schreie und schreie. Ich kann nicht aufhören. Schliesse mein i-Phone an meine Boxen, stelle so laut ich kann und tanze wie ein Verrückter im ganzen Zimmer umher. Ein glücklicher Verrückter. Glücklicher. Ja. Glücklicher. Ich bin glücklich. Ich taste mein Gesicht ab. Ich spüre meinen Mund. Die Mundwinkel sind nach oben gezogen. Ich lache.

Keine abschätzigen Blicke, keine Chanel-Tasche an meinem Kopf.

Du konntest mich nicht lächerlich machen. Konntest mich nicht in eine peinliche Situation bringen. Und wie fühlt sich das an?

Keine Antwort.

Ich höre nichts. Ich sehe meinen Schreibtischstuhl vor mir, den ich von meiner Oma geschenkt bekommen habe. Er ist rosa. Der ist so verdammt hässlich. Ich hasse die Geschenke von meiner Oma.

Ich warte.

Nichts. Kein Satz bildet sich gegen meinen Willen, keine Verkrümmung meiner Rippen. Nein. Nichts. Ich lache laut. Ich kann nicht aufstehen. Ich sitze da und lache. Hypothies ist weg. Keine Ahnung wohin, aber weg aus meiner Hypophyse. Ich lache lauter. Tränen laufen mir die Backen nach unten. Freudentränen. Ich lache noch lauter.

Ich fühle so etwas wie Geborgenheit. Es fühlt sich gut an. Wieso ist Hypothies gegangen? Passte es ihm nicht? Die Geborgenheit? Zuviel Liebe? Oder kam er nicht damit klar, dass das, was er sagte, kein Unglück, sondern fast schon Glück mit sich trug? Ich weiss es nicht. Aber ich habe eine Vermutung.

Ich kann nun sagen, was ich will, wann ich will, wo ich will, wie ich will. Kann frei denken. Kann leben, wie ich will. Ich bin nun sichtbar, und Hypothies unsichtbar.

Ich sehe sie. Schau sie an. Sie schaut mich an. Ich schaue weg. Sie schaut weg. Ich schaue sie an.

«Hi», sagt sie.

«Hey», sage ich.

Olga Fusek, 1998

Zeit zu vergessen



Dieses Ticken machte sie ganz verrückt. Die Uhr, diese schrecklich banale Uhr schaffte es, sie jedes Mal aus der Fassung zu bringen. Tick-tack, Tick-tack, immer und immer wieder; verschwommen sah sie, wie ihr Vater das winzige Hinterzimmer verliess, abschloss und sie in dem kleinen Raum voller tickender Uhren zurückliess. Tick-tack, Tick-tack, es wurde immer lauter, immer aufdringlicher. Ihr Vater war Uhrmacher und besass einen kleinen Laden in der Stadt. Aus dem Zimmer, wo er sie eingesperrt hatte, hörte sie, wie er vor der Türe mit seinen Kunden sprach. Sie musste hier raus! Panisch hämmerte sie mit den Fäusten gegen die Tür, das Ticken verschlang sie beinahe wie ein Donnergrollen...

«Luise? Geht's dir gut?», kam unsicher die Frage von ihrer neuen Banknachbarin herüber.

Luise, die Neue. Sie hatte heute, am Schulanfang, das Klassenzimmer zum ersten Mal betreten. Eine eher unauffällige Schülerin, die nicht viel redete und die eine Tendenz zum Verträumtsein hatte, so dachte Emily, ihre neue Banknachbarin. Luise zuckte zusammen.

«Tut mir leid», entschuldigte sich Emily, «ich wollte dich nicht erschrecken.»

Einen Moment lang starrte Luise sie verdattert an, als ob sie sich erinnern müsste, wo sie sich gerade befand.

«Ehm ..., eh ..., ich meine, alles in Ordnung, hab nur ein bisschen nachgedacht», stotterte sie verlegen. Tja, das war Luise. Und es war nicht das erste Mal, dass Emily sie so sah, obwohl sie erst seit ein paar Stunden neben ihr sass.

Der Tag war überstanden! Luise trottete durch die Allee, die zu ihrem Haus führte. Die neue Klasse war nicht schlecht, aber diese Emily, wie sie sie gemustert hatte, als sie sich in ihrem «verträumten» Zustand befunden hatte. Ihr vier Jahre älterer Bruder wusste, was sie in solchen Momenten fühlte und dachte, und nannte es aus Rücksicht einfach nur verträumt. Sie hatte grosses Vertrauen in ihn. Er wusste, dass für sie gewisse Dinge sichtbar waren, die andere Menschen nicht sehen konnten.

«Ja, mein Bruder hat es gut», sagte sie bissig und trat ein Steinchen aus dem Weg.

«Hallo Luise, wie war's?», fragte ihre Mutter, als sie das Haus betrat. Doch ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sie sich wieder dem schmutzigen Geschirr zu. Ja, so ist ihre Mutter, manchmal eine aufgestellte, freundliche Frau und manchmal eine uninteressierte alte Hexe mit diesem stierenden Blick, den sie seit der Scheidung so oft zeigte. Seufzend fläzte sich Luise auf den Küchenstuhl.

«Gut», antwortete sie und verdrängte den Gedanken an die Wanduhr im Klassenzimmer.

«Hei Leute, wie wär's, wenn wir den Lehrer wiederum so richtig veräppeln würden?»

Lorenzo stürmte ins Klassenzimmer und blickte begeistert in die Runde. Aus der Jungengruppe hörte man ein lautes Johlen, das man unverkennbar als Zustimmung einstufen konnte. Die Mädchenecke wurde von einem Kichern und Tuscheln erfüllt, das man ebenfalls als «Ja» durchgehen lassen konnte.

«Also gut, was wollen wir machen?», fragte Lorenzo mit einem breiten Grinsen.

«Wir können einen Kaugummi auf den Stuhl legen», versuchte Emily ihr Glück.

«Oder etwas auf die Wandtafel malen», warf Noah ein.

«Wie wäre es, wenn wir die Uhr verstellen würden?»

Ben trat aus der Jungengruppe und wandte sich an Lorenzo: «Wir könnten alle unsere Armbanduhren verstellen und die grosse Wanduhr, dann fällt es bestimmt nicht so schnell auf!»

Erwartungsvoll sah er Lorenzo an. Dieser schien darüber nachzudenken, er war schon immer eine sehr dominante Person gewesen und hatte schnell das Sagen in der Klasse übernommen. Der Trick war ziemlich alt, da aber niemand eine bessere Idee hatte und sich praktisch jeder ein paar Minuten Mathematik sparen wollte, wurde er angenommen.

«Okay, ich nehme einen Stift und drehe ihn. Auf wen er zeigt, der verstellt die grosse Uhr.»

Der Stift war schwarz und eigentlich ganz normal. Aber meistens waren es die gewöhnlichsten Dinge auf der Welt, die Luise aus der Fassung brachten. Und in diesem Moment ahnte sie noch nicht, dass gerade dieser Stift dazu beitragen würde. Lorenzo, der rothaarige Junge, drehte ihn spielerisch zwischen den Fingerspitzen, bis er ihn schliesslich ablegte und ihm einen leichten Stoss gab, damit er anfang, sich zu drehen... Er wurde wieder langsamer, immer deutlicher erkannte man seine Konturen, und schliesslich wurde aus dem kleinen rotierenden Bündel ein Stift, der genau auf sie zeigte.

«Die Neue! Das wird aber keinen guten Eindruck machen», rief Noah mit einem feixenden Unterton.

«Ich glaube... Das kann ich nicht...», brachte Luise mühsam hervor.

«Komm schon, das ist doch nicht zu viel verlangt. Das merkt doch keiner!», redete ein Mädchen (dessen Namen sie schon wieder vergessen hatte) auf sie ein.

Überall diese erwartungsvollen Gesichter, dachte Luise verzweifelt, was soll ich jetzt tun? Wenn ich das nicht mache, werden sie mich nie als eine von ihrer Klasse akzeptieren, sondern als Spielverderberin und Langweilerin anschauen. Langsam, einen Fuss vor den anderen setzend, näherte sie sich der Uhr. Nur nicht blinzeln, nur nicht blinzeln! Jedes Mal, wenn sie die Augen schloss, überfluteten sie die Erinnerungen wie ein Tsunami...

Die Schreie aus dem Vorderzimmer drangen nur gedämpft, aber trotzdem genügend deutlich zu ihr ins Hinterzimmer, um alles zu verstehen. Die Eltern stritten sich schon wieder, und die Uhren tickten unerbittlich weiter und weiter. Sie stolperte auf die Tür zu, fiel aber über eine Kartonschachtel, aus der mehrere Wecker kullerten. Luise versuchte panisch, sich durch den Uhrendschungel zu kämpfen, doch ihr verzweifertes Schluchzen hörte keiner...

«Nun mach schon!», rief Ben leicht genervt, «die Stunde fängt gleich an.»

Mit Tränen in den Augen drehte sich Luise zu ihm um: «Du hast ja keine Ahnung», zischte sie und rannte aus dem Zimmer.

Streich oder Diebstahl?

Basel. Im Schulhaus des Gymnasiums Bäumlhof wurden über Nacht 23 Uhren gestohlen und zerstört hinter dem Schulgebäude aufgefunden. Bis jetzt liegen keine Erklärungen vor. Da der Schaden nicht sehr gross ist, wurde nur eine kleine Abteilung der Polizei für den Vorfall zuständig gemacht. Es werden aber trotzdem Schüler und Lehrer sowie Personen aus der Bevölkerung gebeten, aufmerksam zu sein und jegliche Hinweise zu melden.

Die Mutter senkte den ‹Tagesanzeiger› und sah nachdenklich aus dem Fenster.

«Luise? Bist du in deinem Zimmer? Hier steht etwas über deine Schule in der Zeitung.»

Keine Antwort. Sie stieg die Treppe hinauf, klopfte an die Tür und trat, ohne ein «Herein» abzuwarten, in das Zimmer. Es war leer. Sie ging zur Pinnwand, die über dem Schreibtisch hing, und sah auf den Stundenplan ihrer Tochter. Natürlich, sie hatte Nachmittagsschule, Mathematik, um genau zu sein. Egal, sie würde sie am Abend darauf ansprechen. Wenn sie es nicht vergessen hatte.

Die Schritte hallten durch die leeren Gänge. Das Echo ihres Schluchzens dröhte von jeder Wand auf sie ein. Wieso? Wieso konnte sie sich nicht einmal zusammenreißen? So würde ihr krampfhaft behütetes Geheimnis eines Tages für alle sichtbar werden.

«Ein Feuer!» Sie hörte die verwirrten Stimmen nur schwach. Doch genau diese Rufe trieben sie an, noch schneller zu laufen, denn das Feuer war das Ergebnis ihres Werkes.

Uhren-Vernichter schlägt wieder zu

Basel. Gestern gegen 18 Uhr wurden im Gymnasium Bäumlihof noch original verpackte Uhren angezündet. Man vermutet, dass es sich um den gleichen Täter/Täterin wie vorgestern handelt, doch gefasst wurde niemand. Die Polizei sucht, nun mit einem verstärkten Trupp, weiter nach Spuren. Sie bittet um Hinweise aus der Bevölkerung.

Sie war in guter Laune aus dem Klassenzimmer gegangen, der Mathematik-Test war prima gelaufen. Doch ihr Gewissen war alles andere als prima. Bei der Probe war es totenstill gewesen, das Einzige, das die Ruhe gestört hatte, war der Lehrer gewesen, der ab und zu verkündet hatte, wie viel Zeit ihnen noch übrig blieb. Der runde dunkle Fleck an der ausgebleichenen Wand sprach Bände.

Langsam schlenderte sie auf ihr Haus zu, den Blick konzentriert auf den Boden gerichtet, um keine Schnecken zu vertreten. Plötzlich nahm sie eine Bewegung vor der Haustüre wahr. Überrascht sah sie hoch, ihre Mutter kümmerte sich doch praktisch nie um die Pflanzen vor dem Haus. Aber es war nicht ihre Mutter, es war Robert, ihr Bruder.

«Robert! Du hier?» Freudig stürmte sie auf ihn zu. Er nahm sie in die Arme, doch nicht so wie immer, sehr kurz und ernst.

«Was ist los?», verunsichert sah sie ihn an.

«Hast du das gelesen?» Mit der rechten Hand streckte er ihr den «Tagesanzeiger» entgegen. Bedrückt sah sie auf die Schuhe.

«Ja-a ..., habe ich. Du weisst Bescheid, nicht?» Verlegen kaute sie auf ihren Fingernägeln.

«So kann das nicht weitergehen, Lu, du musst dir helfen lassen!»

«Wenn du gekommen bist, um mich zu einem Psychiater zu schicken, dann kannst du gleich wieder verschwinden.» Sie machte auf dem Absatz kehrt, doch noch bevor sie die Haustür erreicht hatte, hielt sie Robert an der Schulter zurück.

«Ich bin nicht gekommen, um dir Vorwürfe zu machen; ich wollte dir ein Angebot machen.»

Misstrauisch sah sie ihn an: «Was für ein Angebot?»

Er zog aus seiner Jackentasche einen Schlüssel.

«Ein Schlüssel? Ich habe den Hausschlüssel nicht vergessen.»

«Oje, du bist immer noch so ungeduldig wie eh und je, warte, es kommt noch etwas ...»

Aus der linken Jackentasche zog er einen Schlüsselanhänger hervor. Eine kleine Uhr.

«Du bist so gemein!» Schon wollte sie ins Haus stürmen, als sie Robert abermals zurückhielt.

«Lass es mich wenigstens erklären, Lu», seine Hand umschloss ihr Handgelenk so fest, dass sie sich nicht einmal den Versuch machte, sich loszureissen.

«Es wird langsam Zeit, dass du es hinter dich bringst! Ich habe, wie du vielleicht gehört hast, mit einem Freund und seiner Schwester eine Wohngemeinschaft gegründet. Und diese WG ist eigentlich für vier Personen gedacht ...» Erwartungsvoll sah er sie an.

«Ja ..., aber Mutter ...»

Mutter kommt auch alleine zurecht. Du solltest mal zusehen, dass du dein eigenes Leben auf die Reihe kriegst.» Seine Stimme wurde etwas leiser. «Ich mache mir Sorgen um dich.»

So hatte ihn Luise noch nie reden gehört, so ... fast verzweifelt.

«Aber wieso die Uhr?» Fragend und immer noch leicht misstrauisch sah sie ihn an.

«Diese Uhr, wenn du sie genau anschaust, siehst du, dass sie kaputt ist, ich habe sie zerstört. Lass diese Zeit endlich hinter dir, das ist vorbei. Du wohnst jetzt nicht mehr bei den Eltern, unser Vater wird dich nie mehr im dunklen Zimmer einsperren. Nimm den Schlüssel, wenn du willst, du bist bei uns jederzeit willkommen, aber bitte behalte diesen Anhänger als Erinnerung an etwas, das jetzt hinter dir liegt.»

Der Schlüssel wurde im Schloss umgedreht, was ein leises Klick verursachte, und schon wieder sass sie alleine in dem kleinen, stickigen Hinterzimmer. Mit leicht zitternder Hand tastete sie sich vorwärts Richtung Tür, als sie plötzlich etwas umstiess. Mit einem ohrenbetäubenden Riiiiing fiel ein Wecker krachend zu Boden. Schnell wich Luise einen Schritt zurück und versuchte, tief durchzuatmen. Es ist nur ein Wecker, nichts weiter, dachte sie, wischte sich die feuchten Hände an der Hose ab und bewegte sich langsam und mit bedachten Schritten zur Tür. Als sie die kalte Türklinke zu fassen bekam, erinnerte sie sich wieder an das leise Klick von vorher. Es ist nicht abgeschlossen, es ist nicht abgeschlossen, es ist nicht abgeschlossen! Verbissen versuchte sie sich vorzustellen, dass die Tür aufginge, als sie vorsichtig die Klinke nach unten drückte... Ein Wall von Freude, gefolgt von einem fast hysterischen Lachen durchflutete sie, als sich die Tür öffnete und sie in das helle Vorzimmer trat...

Schlaftrunken blinzelte sie ins Morgenlicht, rieb sich mit den Händen die Augen und dachte müde an den bevorstehenden Schultag, doch ihr Lächeln auf den Lippen blieb.

Sara Lindenmann, 1998

Das Treffen



Die Sonne kitzelt leicht meine Nase, und ich atme die nach farbigen Blumen und Sonne duftende Luft tief ein. Ich liebe diesen Geruch von Sommer. In solchen Momenten vergesse ich die graue, farblose Welt und geniesse und fühle einfach nur das Leben.

Es ist Montagnachmittag, und ich bin gerade auf dem Weg in die Stadt, um ein paar Kleinigkeiten einzukaufen. Mit kleinen, suchenden Schritten überquere ich die Strasse. Noch elf Schritte bis zum Bioladen mit diesem freundlichen Herrn, der mir jeden Tag ein gut gelauntes Hallo zuruft. So auch heute, aber er bleibt nicht wie sonst in der Tür stehen, sondern kommt mit einer Duftwolke Aftershave auf mich zu und gibt mir eine Handvoll – wie er mir versichert – frischer Beeren aus seinem Garten in meine geöffnete Hand. Sie fühlen sich nass und kühl, eben frisch an. Zuerst weiss ich nicht, was ich damit anfangen soll. Er fordert mich auf, eine Beere zu probieren. Zögerlich nehme ich mir eine grosse runde in den Mund, presse sie mit der Zunge an den Gaumen, sodass sie zerplatzt und sich der süsslich-saure Geschmack der Blaubeere in meinem Mund ausbreitet. Lecker. Ich bedanke mich und wünsche ihm mit einem Lächeln auf den Lippen einen schönen Tag. Während ich konzentriert weitergehe, esse ich die restlichen Beeren auf. Irgendwie scheint der alte Herr mich zu mögen, oder hat er vielleicht einfach nur Mitleid mit mir, so wie die meisten Leute. Aber daran habe ich mich ja schon längst gewöhnt.

Noch fünfundzwanzig Schritte geradeaus und anschliessend sechzig bis zur Tramstation. Das ist die anstrengendste Strecke, und dann habe ich es geschafft.

Pünktlich kommt das 3er-Tram, mit dem ich zwei Stationen fahren muss. Wie immer bleibe ich direkt an der Eingangstür stehen. Meine Hand umklammert fest die kalte und glatte Metallstange an der Tramtür. In öffentlichen Verkehrsmitteln fühle ich mich immer wie gefangen, und mir wird jedes Mal ganz elend von dem Geruch, einem Mix aus Schweiss, Deodorant und Haarspray. Nach zehn Minuten

Gefangenschaft bin ich endlich erlöst und stürme regelrecht aus dem vollen Tramabteil auf die Strasse hinaus. Ich gehe befreit und mit kleinen, federnden Schritten in Richtung des Kaufhauses am Ende der Strasse.

Plötzlich, wie aus heiterem Himmel, rempelt mich jemand um, sodass ich auf den harten Boden falle. Als wäre das nicht schon schlimm genug, fragt mich eine tiefe, ganz verärgerte Männerstimme in vorwurfsvollem Ton, ob ich denn blind sei. Während ich mich wieder aufrapple, entgegne ich ihm seelenruhig: «Ja, ich bin blind. Haben Sie ein Problem damit?» Ich stelle mir seinen verdutzten Blick vor und verkneife mir ein Lächeln.

Als ich mit selbstbewusster Haltung weitergehe, spüre ich die Blicke der Passanten noch lange in meinem Rücken. Solche Situationen habe ich in sechs Jahren Blindheit schon öfters erlebt. Denn ich bin nicht von Geburt an blind. Erst mit zehn Jahren, nach der Primarschule, begann sich meine Netzhaut unaufhaltsam zu lösen, bis ich nichts mehr sehen konnte. Das war eine echt harte Zeit – für mich und auch für meine Eltern. Jetzt bin ich neunzehn Jahre alt und habe mich immer noch nicht daran gewöhnt, das Leben nur zu fühlen, zu hören und zu riechen und einfach nichts zu sehen. Aber auch wenn die Welt heute für mich unsichtbar ist, kann ich sie mit Tasten, Hören und Riechen auf meine Art und Weise sichtbar machen. Blind sein bedeutet nicht, dass man auf Hilfe von anderen angewiesen ist und keinen Schritt allein bewältigen kann. Man lernt mit der Zeit, das Leben zu meistern, auch ohne etwas sehen zu können.

Momentan besuche ich noch die Abschlussklasse am Gymnasium und wohne in einer Wohngemeinschaft genau im Zentrum der Stadt. Bei meinen Eltern hielt ich es nicht mehr aus, weil sie sich einfach zu sehr um mich sorgten.

Und dann sind da die Jungs. Wie jedermann sich sehr gut vorstellen kann, ist es für mich nicht leicht, einen netten Jungen kennenzulernen. So versuche ich es auf eine Art und Weise, bei der man mein Handicap nicht sofort be-

merkt, und zwar mit meinem speziell ausgerüsteten Computer über das Internet. Das hat bis jetzt sogar ziemlich gut geklappt, wie ich stolz behaupten kann. Mit einem Jungen mit einem sehr schön klingenden Namen schreibe ich mir jetzt schon eine ganze Weile. Kennengelernt habe ich ihn in einem Forum für Jugendliche. Wir verstehen uns super, hören die gleiche Musik und haben die gleichen Interessen. Er schreibt wundervolle Worte, die ich fühlen kann. Es ist so, also ob ich ihn schon ewig kennen würde. Und jetzt kommt das Beste: Wir haben uns für morgen um zwei Uhr im Starbucks verabredet. Nur, der Haken an der Geschichte ist, dass er nicht weiss, dass ich blind bin. Bis anhin habe ich mich einfach nicht getraut, es ihm zu sagen, aus Angst, dass er von mir nichts mehr wissen will. Grosse Statur, blaue und strahlende Augen, braune Haare und eine Nase wie eine griechische Gottheit, so oder ähnlich hat mir meine kleine Schwester sein Profildfoto beschrieben.

Dann ist es soweit. Heute werde ich ihn treffen. Seit Tagen bin ich furchtbar nervös, und meine Gedanken kreisen immerzu um ihn. Was ist, wenn er mich sieht und geradewegs umkehrt?

Zwei Stunden später. Er bedankt sich für den schönen Nachmittag. Bevor er das Café verlässt, drückt er mir einen zärtlichen Kuss mitten auf den Mund und verabschiedet sich mit den Worten: «Ich mag dich genau so, wie du bist!»

Johannes Lucht, 1999

Der Autor



Ich lebe in einem Vorort von Tokio. Momentan mache ich als Bücherliebhaber schwere Zeiten durch, da in ganz Japan eine drastische Bücherzensur stattfindet. Der Grund dafür ist ein Buch des populären und zugleich militanten Schriftstellers Xilai Lee.

In diesem Buch geht es um die Generation von morgen. Es geht um eine ganze Reihe von jungen Menschen, die trotz ausreichender Qualifikationen wegen der Übersättigung des Arbeitsmarktes keine Stelle finden können. Im Volksmund werden sie «die verlorene Generation» genannt.

Xilai Lee beschreibt, wie eines Tages in verschiedenen sozialen Foren zu einer friedlichen Demonstration aufgerufen wird, bei der die betroffenen Leute auf ihre Situation aufmerksam machen wollen. Diese Demonstration findet grossen Anklang und hat Tausende von Teilnehmern. Danach findet jedes Wochenende eine Grossdemonstration statt; die Demonstranten werden im Zusammenhang mit ihrer ausweglosen Situation immer gewaltbereiter. Schliesslich liefern sie sich Strassenschlachten mit der Polizei, Steine und Molotowcocktails werden geworfen. Eine ganz extreme Gruppe von Demonstranten lässt sich sogar dazu hinreissen, das Nervengas Sarin in die U-Bahnschächte von Tokio zu leiten. Bei diesem Anschlag sterben Hunderte von Menschen in den Bahnhöfen und in den Bahnen selbst. Sie werden qualvoll.

Als das Buch von Xilai Lee in den Verkauf kam, schlug es ein wie eine Bombe, weil sich die jungen Menschen wunderbar mit den Personen im Buch identifizieren konnten. Schon wenige Wochen später ging es dann wie im Buch mit Demonstrationen los, erst waren sie friedlich, waren es Sitzstreiks, dann lieferten sich die Demonstranten Strassenschlachten mit der Polizei, und inzwischen sind die verzweifelten jungen Erwachsenen tatsächlich so weit gegangen, Sarin, dieses tödliche Nervengas, in die U-Bahnschächte von Tokio zu leiten und so Hunderte von Leuten qualvoll sterben zu lassen.

Da die konservative Regierung erkannt hat, dass die Ereignisse im Buch wie eine Anleitung für die Realität gewirkt haben, stellte sie eine Brigade von Zensoren auf. Diese lesen jedes Buch, das auf den Markt kommen soll, und sofern es nicht sofort ganz verboten wird, streichen sie jede Szene, in der Gewalt vorkommt oder von der sie meinen, dass sie zu Gewalt verleiten könnte. So nehmen sie den Büchern das Leben, man kann sie nicht mehr mit der Realität verbinden. Was ich aus Lesersicht als das Traurigste empfinde, ist, dass man sich nicht mehr mit den Personen in den Büchern identifizieren kann.

Das weitaus Schlimmste an der ganzen Geschichte ist aus menschlicher Sicht jedoch, dass fast die gesamte Bevölkerung – und es wird vermutet auch der Staat – angefangen hat, eine Hetzjagd auf verdächtige Autoren zu veranstalten. Tagtäglich liest man in der Zeitung, hört man im Radio oder sieht man im Fernsehen, dass ein Schriftsteller bedroht oder sogar umgebracht worden ist. Es wird vermutet, dass die Dunkelziffer von Schriftstellermorden noch um einiges höher liegt, der Staat dies betreffende Medienberichte aber zensieren lässt.

An diesem verregneten Sonntag – ich habe meine Passion zu lesen so gut wie aufgegeben – sitze ich in meinem Zimmer und schreibe selbst an einem Buch, da ich eben das Schreiben für mich entdeckt habe. Auf einmal höre ich eine sich rasch nähernde Polizeisirene und gleichzeitig sehe ich einen Mann die Strasse herunterrennen, in der die Villa meiner Familie steht. Plötzlich jedoch ist er wie vom Erdboden verschluckt; dann biegt der Streifenwagen, der den Mann offenbar verfolgt hat, in unsere Strasse ein. Er hält vor jedem Haus und fragt irgendetwas; als die Beamten zu unserer Villa kommen, höre ich Vater sagen: «... also ich habe niemanden gesehen.» Kurz darauf sind die Polizisten auch schon wieder weg. Ich sinnierte noch ein bisschen, was der Mann wohl angestellt hat, doch dann schreibe ich an meinem Buch weiter.

Stunden später holt mich die Haushälterin zum Essen. Am Tisch finde ich überraschenderweise ausser meiner Familie noch einen Fremden vor, der mir von irgendwoher bekannt vorkommt. Alle sitzen sie schon da und machen ziemlich ernste und besorgte Mienen, nur meine kleine, dreijährige Schwester mault etwas Unverständliches, ich meine aber ein Ich-will-Essen herauszuhören. Mein Vater will gerade das Wort ergreifen, doch ich komme ihm zuvor, denn in diesem Moment habe ich den Fremden wiedererkannt; es ist der Mann, der noch vor wenigen Stunden unsere Strasse heruntergerannt ist. Ich schreie hysterisch, bis mein Vater mich packt und mir sagt, ich solle gefälligst die Klappe halten. Dann fängt er an, alles zu erklären: «Das hier ist Shouta, ein alter Freund von mir, er ist Schriftsteller und gleichzeitig Buchhändler. Er wird vom Regime gejagt, weil er in seiner Buchhandlung unter der Theke Nachdrucke von verbotenen Büchern verkauft hat. Ich habe vor, ihn so lange wie nötig hier in unserem Schockraum zu verstecken.» Damit ist die Angelegenheit offenbar geklärt, und wir essen stillschweigend weiter.

Nach dem Essen trinken wir im Salon noch einen Tee, wir reden über belanglose Dinge, sprechen über die vergangene Woche, der Mann namens Shouta gibt in der ganzen Zeit allerdings keinen einzigen Ton von sich. Irgendwann verlassen er und mein Vater den Raum, ich denke, dass sie sich in den Schockraum begeben, einen komplett abgeriegelten, versteckten Raum, der hinter einer Kellerwand liegt. Wir suchen den Schockraum nur auf, wenn es ein länger anhaltendes Erdbeben mit Nachbeben gibt oder sonst eine Katastrophe droht. In der Zeit, in der mein Vater Shouta in den Schockraum bringt, gehe ich hoch auf mein Zimmer, um die Erlebnisse von diesem Abend erst einmal zu verdauen. Ich lege mich auf das Bett und denke die ganze Zeit an Shouta. Irgendwann schlafe ich ein und selbst dann träume ich noch von ihm. Am nächsten Tag sehe ich ihn nicht.

Am Nachmittag klingelt es an der Türe und eine ganze Delegation von Polizisten steht da. Sie verlangen barsch Einlass und wollen das Haus durchsuchen. Zu meiner Überraschung gibt mein Vater der «Bitte» nach und lässt sie ein. Ganze drei Stunden lang durchsuchen sie unser Haus, wobei auch in meinem Zimmer jeder Schrank zur Seite geschoben und alles ganz genau angeschaut wird. Anscheinend ergeht es unseren Nachbarn genau gleich, und auch ihre Häuser werden durchsucht. Daraus schliesse ich, dass der Verdacht nicht speziell auf uns fällt. Endlich ziehen die Polizisten ohne jegliches Ergebnis ab, wobei dem Kommissar noch ein knappes «Entschuldigung für die Störung» über die Lippen kommt. Ich schliesse daraus, dass sie den Schockraum wohl nicht entdeckt haben.

Am nächsten Morgen werde ich abrupt geweckt, als jemand meine Zimmertüre öffnet und eintritt. Es ist Shouta. Zwar ist er mir immer noch suspekt, doch ich denke, sofern er ein Freund von meinem Vater ist, kann er nicht ganz so schlimm sein. Er setzt sich auf mein Sofa und sitzt im ersten Moment einfach nur still da. Dann fängt er an zu reden, er erklärt mir, was ihn motiviert hat, verbotene Bücher zu verkaufen. Er meint, wenn man solche Bücher verbiete, nähme man den Menschen den wahren Blick auf das Leben, machte die Leute zu regimegetreuen Idioten und raubte ihnen sogar die eigene Meinung. Daraufhin verlässt er schweigend mein Zimmer und lässt mich mit all dem Erzählten alleine. Zu gern hätte ich noch mit ihm geredet. Ich hätte so viele Fragen an ihn.

Als ich zum Frühstück gehe, ist er wie vom Erdboden verschluckt, einfach weg. Leider ist Montag, was heisst, dass ich wieder Schule habe. In der Schule überlege ich mir für einen Moment, ob ich zu meiner Vertrauenslehrperson gehen und ihr alles über Shouta erzählen soll. Nach kurzem Überlegen lasse ich das aber, weil ich in diesem Fall garantiert sein Leben zerstören würde und die Polizei ihn holen käme. Wenn ich die Situation so belasse, wie sie ist, kann es sein, dass die Polizei ihr Interesse am Fall verliert und er

irgendwann wieder zu sich nach Hause gehen kann, ohne von der Polizei gejagt zu werden. Ausser dieser Entscheidung, die ich treffen musste, passiert am heutigen Tag nichts mehr. Am Abend habe ich noch einen Englischkurs für Fortgeschrittene bei einer Privatlehrerin. Er findet bei mir auf dem Zimmer statt. Nach dem Abendessen lege ich mich ziemlich schnell schlafen.

Am nächsten Morgen kann ich zum Glück ein bisschen länger schlafen, da ein Lehrer krank ist und ich deshalb zwei Freistunden habe. Ich wache auf, realisiere dies, schlafe wieder ein und werde fünf Minuten später erneut geweckt. Shouta ist in mein Zimmer gekommen. Er erblickt meinen Laptop, geht schnurstracks auf ihn zu, öffnet ihn und fängt stillschweigend an, in meinem noch geöffneten Buchprojekt zu lesen. Da ich schon ziemlich weit fortgeschritten bin, hat er einiges zu lesen. Zwischendurch bittet er mich, ihm einen Grüntee zu bringen, was ich auch tue. Dann jedoch realisiere ich, dass ich los muss, um rechtzeitig in die Schule zu kommen. Als ich am frühen Abend nach einem ziemlich anstrengenden Tag nach Hause komme, erwartet Shouta mich schon in meinem Zimmer und erklärt mir, dass er so etwas von einem Jungen in meinem Alter nie erwartet hätte; ich brauche eine gewisse Zeit, bis ich realisiere, dass er von meinem Buch spricht. Doch dann bin hochofrenet über sein Lob und frage ihn, ob er mir noch Tipps oder etwaige Verbesserungsvorschläge geben könne. Nach einer Weile nehme ich meinen gesamten Mut zusammen und frage ihn, ob er sich vorstellen könne, ein Buch mit mir zu schreiben. Zu meiner Erleichterung blamiere ich mich nicht, denn er willigt erfreut ein, und so kommt es, dass wir anfangen, zusammen ein Jugendbuch und schlussendlich eine ganze Jugendbuchreihe zu schreiben.

In den gut zwei Jahren, in denen wir Shouta nun bei uns versteckt halten, sind wir beide richtig gute Freunde geworden. Doch jetzt hat ein Regierungswechsel stattgefunden. Die Politik der neuen Regierung geht in eine kom-

plett andere Richtung als die der alten; sie findet, wenn man die Menschen mit den Tatsachen konfrontiert, so wie sie sind, und auch mit den Büchern, die sie beschreiben, wird sie das so weit sensibilisieren, dass so schreckliche Vorkommnisse wie vor zweieinhalb Jahren nicht mehr geschehen. Bücher sind nun wieder erlaubt, und alles darf gelesen werden.

Auch Shouta darf wieder ungehindert unter die Menschen und muss nicht in der Angst leben, jeden Moment gefasst zu werden. Beim ersten Mal, als er wieder in das Einkaufsviertel Shibuya geht, kommen ihm gar die Tränen. Hier hat er früher tagtäglich Leute beobachtet und viele von ihnen anschliessend in seinen Büchern als Charaktere verwendet.

Ich aber schreibe nach dieser langen Zeit viel lieber selbst Bücher, als welche zu lesen. Mit Shouta zusammen gelingt es mir, unsere Jugendbücher einem Verlag zu geben, der sie bereitwillig und gerne annimmt und unter dem Pseudonym Koutha (er: Shouta, ich: Kouki) publiziert. Die Reihe schlägt ein wie eine Bombe. Dieses Mal aber im positiven Sinn.

Es ist für uns eine Riesenerleichterung, dass die Jugend die Bücher lesen darf so, wie wir sie geschrieben haben, und nicht so, wie irgendein Regime es will. Sollten Bücher wieder zensiert werden, könnten wir sofort einpacken, denn in unseren Büchern beschreiben wir eben auch brisante, aus dem wahren Leben gegriffene Geschichten.

Cinja Vecci, 1999

... und doch sind wir da



Ich renne durch die Gassen, den Sack Äpfel fest im Griff. An der Abzweigung biege ich rechts ab, einfach fort vom grossen Platz. Die Rufe hinter mir werden leiser, bald habe ich meine Verfolger ganz abgehängt. Als ich ganz sicher bin, dass mir niemand mehr folgt, klettere ich auf das Dach eines kleinen Schuppens und stelle die Äpfel ab. Nach einem Blick nach unten nehme ich das Tuch weg, das ich an der Kapuze meines Umhangs festgemacht habe, um mein Gesicht zu verdecken. Endlich kann ich wieder frei atmen, und ich nehme das Portemonnaie aus der Tasche meiner schwarzen Jacke hervor. Es hat irgendeinem unvorsichtigen reichen Schnösel gehört, solange, bis ich es ihm abgenommen habe. Der Inhalt ist enttäuschend, nur wenig Bargeld und einige Kundenkarten.

«War wohl kein besonders guter Fang, was?»

Erschrocken fahre ich herum und sehe den Mann von vorn neben mir auf dem Dach des Schuppens stehen oder, besser gesagt, den Jungen. Er ist etwa in meinem Alter, also um die fünfzehn.

«Du bist wirklich schnell», er grinst hämisch, «aber nicht schnell genug, um mir zu entkommen.»

Mein erster Gedanke ist, zu springen und nach der Landung sofort loszurennen. Doch dann fällt mir am Gürtel des Jungen ein auffällig schön gearbeitetes Messer auf, und wenn er schon zu mir kommt, wieso sollte ich ihn dann nicht noch einmal bestehlen? Mein Gesicht hat er sowieso gesehen, also habe ich nichts mehr zu verlieren. Langsam gehe ich auf ihn zu. Er grinst immer noch, und irgendwie lässt ihn das gut aussehen, mit seinem dunklen Haar und den blauen Augen. Ich komme immer näher, doch er macht keine Anstalten, irgendetwas dagegen zu unternehmen. Schliesslich bin ich nahe genug und greife blitzschnell nach dem Messer. Doch er ist schneller. Er packt mein Handgelenk, dreht mir den Arm auf den Rücken und rammt mir ein Bein in die Kniekehlen, sodass ich stürze.

«Ich kenne dich und deine Tricks! Du magst geschickter sein als die anderen, aber genau wie du bin auch ich

nicht wie die anderen.» Er hat sich zu mir heruntergebeugt, sodass ich seine Stimme klar und deutlich ganz nah an meinem Ohr höre.

Als er fertig gesprochen hat, habe ich mich gerade erst vom Schock erholt. So etwas passiert mir normalerweise nicht. Ich schaue auf seine Stiefel und erkenne meinen Fehler: Das Wappen des Militärs prangt auf den schwarzen Schuhen. Mit Soldaten lege ich mich normalerweise nicht an. Unwillkürlich muss ich lachen: «Du willst mich also kennen? Niemand kennt mich, schon gar nicht du. Du wirst im Krieg bald mit einem Maschinengewehr um dich ballern, also was interessiert dich an einem einfachen Strassenkind?»

Ich schaue hinauf, genau in seine blauen Augen, die mich so intensiv anblicken, dass ich sogleich wieder nach unten schaue.

«Wieso solltest du mich nicht interessieren?»

«Ich lebe auf der Strasse», erkläre ich mit Nachdruck. «Du bist der Sohn irgendwelcher reicher Eltern und gibst in der Woche mehr Geld aus als ich in meinem ganzen Leben. Zudem gehst du bald an die Front, angeblich um für unser Land zu kämpfen. Aber dass es mit jedem weiteren Tag Krieg mehr Waisenkinder gibt, interessiert dich nicht. Du bist nur an Geld interessiert, und ich habe keins, also bin ich völlig unwichtig für dich. Es ist ein Wunder, dass du es überhaupt wagst, mich zu berühren. Für euch Reichen sind wir doch unsichtbar, ihr verschliesst die Augen vor unserem Leid. Nur, wenn irgendetwas schief läuft, dann sind immer wir schuld!»

«Ich habe gesagt, ich kenne dich. Das bedeutet, dass ich durchaus weiss, dass mich auf dem Polizeirevier eine hübsche Belohnung erwartet, wenn ich dich dorthin bringe.» Ich zucke zusammen. Das habe ich fast schon vergessen, so lange ist es her, seit diese Belohnung ausgesetzt wurde. Wütend blicke ich zu ihm hoch, aber er schaut auf irgendeinen Punkt an der gegenüberliegenden Häuserwand.

Immer noch ohne mich anzuschauen, spricht er weiter: «Doch an diesem Geld bin ich nicht interessiert. Im Gefängnis nützt du mir nichts. Ich bin vielmehr gekommen, um dir eine Geschichte zu erzählen.»

«Und wer sagt dir, dass ich deine Geschichte hören will?» Ich reiße an seiner Hand, aber der einzige Lohn für diesen plumpen Befreiungsversuch sind höllische Schmerzen.

«Naja, vielleicht bist du einfach nur neugierig oder du hast schon lange keine gute Geschichte mehr gehört. Ich lasse dich jetzt los, wenn du die Geschichte hören willst, dann bleib hier, wenn nicht, dann lass ich dich gehen, und du siehst mich nie wieder.»

Sobald er mich losgelassen hat, stehe ich energisch auf und reibe mir mein schmerzendes Handgelenk. Unschlüssig bleibe ich auf dem Dach stehen. Ich bin tatsächlich neugierig, nicht nur auf die Geschichte, sondern auch darauf, wieso er sie gerade mir erzählen will.

Also nicke ich ihm zu. «Ich will deine Geschichte hören.»

«Gut. Können wir ein Stück gehen? Ich mag es nicht, wenn mich jemand dauernd anstarrt beim Reden.» Zögernd nicke ich, kann ja nichts schaden.

Wir springen vom Dach herunter, und erstaunt stelle ich fest, dass er ebenso sanft unten aufkommt wie ich. Die Äpfel habe ich oben gelassen. Yan wird sie bald holen. Ich weiss, dass er uns schon länger beobachtet, und ich hebe die Hand und drehe sie mit ausgestrecktem Arm, um ihm zu zeigen, dass er hierbleiben soll. Dabei sieht mich der Junge etwas komisch an, aber er sagt nur: «Mein Name ist übrigens Lean.» Er schlendert in die nächste Gasse.

«Nima», gebe ich noch immer etwas misstrauisch zurück. Er fängt wieder an zu grinsen.

«Ich weiss.»

Bevor ich ihn fragen kann, woher er meinen Namen weiss, fährt er schon fort: «Aber nun zur Geschichte. Vor etwa sechzehn Jahren ereignete sich auf den Strassen unserer Stadt eine romantische Liebesgeschichte: Eine reiche, junge Frau verliebte sich in einen jungen Mann, der auf der

Strasse lebte und sich mit Diebstählen über Wasser zu halten versuchte. Ihre Liebe war grenzenlos und entgegen aller Widerstände heirateten sie und bekamen ein Kind. Der Mann kam allmählich klar mit dem neuen Leben, doch seine Kindheit, während der er tagtäglich ums Überleben gekämpft hatte, konnte er nicht vergessen. Und auch nicht seine damalige Gefährtin auf der Strasse, eine junge Frau, die noch immer nicht genug zu essen hatte, um sich selbst oder gar ihre Tochter ausreichend zu ernähren. Trotzdem war sie glücklich, denn auch sie hatte ihre grosse Liebe gefunden. Der junge Mann hatte nun genug Geld, um ihr zu helfen, aber er konnte sie nicht wiederfinden, sie war wie du eine Unsichtbare.

Dann starben sie und ihr Freund bei einer Polizeirazzia. Der junge Mann bekam das mit und suchte wie verrückt die Tochter der Frau; er wollte sie als seine eigene Tochter aufnehmen, aber er konnte sie nicht finden. Als sein eigener Sohn alt genug war, um zu verstehen, wieso sein Vater manchmal scheinbar ohne Grund weinte, erzählte er ihm diese Geschichte, und nun fing auch der Sohn an, das Mädchen zu suchen. Dieser Sohn bin ich, und ich habe mehrere Jahre nach diesem Mädchen gesucht und heute habe ich dich endlich gefunden: Nima, die Anführerin der Strassenkinder. Schon vom ersten Moment an, als ich von dem Mädchen hörte, das fast alle rivalisierenden Kinderbanden dieser Stadt zu einer grossen Familie geeint hatte, wusste ich, dass du diejenige bist, die ich suche. Also beobachtete ich dich lange Zeit und fand eine Menge über dich heraus. Du bist nicht so unsichtbar, wie du denkst. Dein weissblondes Haar versteckst du bei deinen Raubzügen immer unter einer Kapuze, da es viel zu auffällig ist, ebenso dein Gesicht. Kleider trägst du nur schwarze und für die Mitglieder deiner Bande würdest du alles tun, wie auch sie für dich alles tun würden.»

Ich bleibe stehen. Diese Geschichte hat eine zunehmend unangenehme Wendung genommen.

«Wieso sollte ich dir dieses Märchen glauben?»

«Deswegen.» Er zieht ein rotes Tuch hervor oder, besser gesagt, einen Teil eines roten Tuches, auf dem die Buchstaben HO stehen. Geschockt schnappe ich nach Luft und ziehe den anderen Teil des Tuches, den ich immer bei mir trage, aus meiner Jacke hervor. Ich halte ihn neben seinen und nun ist das Wort HOPE zu lesen. Niemand ausser mir weiss von diesem Tuch, wirklich niemand. Es kann sich bei seinem Teil unmöglich um eine Fälschung handeln.

«Dein Teil gehörte deiner Mutter, meiner meinem Vater.»

Bevor ich wirklich realisiert habe, was gerade geschehen ist, spricht er weiter: «Und nun dazu, wieso ich dir das alles überhaupt erzähle: Ich brauche dich, unser Land braucht dich. Ich weiss nicht, ob es dir aufgefallen ist, aber sogar die Reichen sind seit einiger Zeit weniger grosszügig mit ihrem Geld, und den Leuten auf der Strasse geht es immer schlechter. Ich kann dir sagen, woher das kommt. Der Krieg frisst unser Land auf. Wenn er nicht bald aufhört, wird nichts mehr davon übrig sein, was es noch wert wäre, verteidigt zu werden. Die meisten Reichen bekommen das gar nicht mit. Sie wissen nicht, wie es an der Front aussieht! Das Geschehen dort ist für den Rest des Landes unsichtbar. Sie sehen nur, was die Regierung ihnen zeigt. Doch in diesem Krieg geht es nicht darum, unser Land oder gar das Volk zu beschützen. Nein, es geht um Öl, Gold- und Edelsteinminen, um Geld. Nur wenige wissen das, darunter mein Vater, der Hochverrat begangen hat, um es mir zu erzählen. Auch wie viele Strassenkinder es tatsächlich gibt und wie sehr ihr tatsächlich leidet, wissen nur die wenigsten Reichen, denn der Grossteil von euch lebt unsichtbar im Untergrund. Das muss sich ändern, Nima! Denn wenn es so weitergeht, wird es auch den Reichen bald nicht mehr besser gehen als euch. Dieses Land steht vor dem Untergang, und das nur, weil wir uns jahrelang von der Regierung haben manipulieren lassen. Wir werden eine Revolution beginnen. Wenn alle Strassenkinder sich erheben, kann das keiner übersehen. Und wenn du ihnen den Befehl dazu gibst,

werden sie dir folgen, jeder Einzelne wird dir folgen, das weisst du so gut wie ich.»

«Gute Idee! Du willst ein Land vor dem Krieg retten, indem du eine Revolution startest, die noch mehr Opfer fordern wird?!»

«Nicht, wenn wir es so machen, wie ich und mein Vater es geplant haben. Denn wir werden nicht mit unseren Waffen, sondern mit unseren Worten kämpfen. Wir werden all das Leid, dessen Ausmasse so viele nicht kennen, sichtbar machen, wir werden euch sichtbar machen.»

«Und wieso denkst du, dass das funktionieren wird?»

«Weil die Leute nicht blind sind, sondern sie nur nie die Chance gehabt haben, die Wahrheit zu sehen.» Er sieht mich mit leidenschaftlichem Blick an. «Hilfst du mir, für den Frieden zu kämpfen?»

Es ist verrückt, abgesehen von seinem Namen kenne ich diesen Jungen kaum, aber ich habe den Drang, ihm zu vertrauen, ihm zu helfen. Und ich merke, wie all die Wut hochkommt, die Wut auf die Regierung, die dafür verantwortlich ist, dass ich nie eine Kindheit hatte, wie jedes Kind sie verdient hat.

Ich schaue in seine blauen Augen und plötzlich habe ich das Gefühl, dass sich die Geschichte seiner Eltern wiederholen könnte, nur mit richtigem Happy End. Ich habe das Gefühl, dass wir gemeinsam alles schaffen können, und ich nicke, zuerst scheu, dann immer sicherer: «Ja, ich will dir helfen, dir und allen anderen, die bereit sind, vom Schatten ins Licht zu treten.»

Er lächelt ein echtes, wunderschönes Lächeln und umarmt mich. Es fühlt sich gut an, so, als hätte ich nur auf ihn gewartet. Wir liegen zusammen auf einem Dach hoch über dem grossen Platz, sein Gesicht direkt vor meinem. Lean küsst mich und dann lässt er ein rotes Tuch auf den Platz fallen, und wir stehen auf. Rings um den grossen Platz tun es uns Dutzende gleich, und sobald wir die Aufmerksamkeit der Untenstehenden haben, beginnen wir zu sprechen.

Mit unseren Worten kämpfen wir für den Frieden und dafür, dass all die Unsichtbaren gesehen werden. Wir kämpfen für eine Welt, in der alle sichtbar sind, eine Stimme haben. Eine Welt, in der nicht zählt, wo du herkommst, sondern was du tust.

Milena Zobrist, 1998

Sichtbar – unsichtbar



«Verdammt!», rief Zoé Berlinger und sprang wie von der Tarantel gestochen vom Sofa. Die Uhr unter dem Fernseher zeigte zehn vor vier. Um Punkt vier sollte sie im Basketballstadion aufkreuzen oder sie landete im nächsten Spiel auf der Ersatzbank. Und das musste sie um jeden Preis vermeiden. Die Ersatzbank – urgh. Hastig griff sie nach ihrem Sportsack, der an der Türklinke zum Wohnzimmer baumelte.

«Tschüss Oma!», brüllte sie ins Wohnzimmer und riss die Haustüre auf.

«Tschüss Schatz!», rief ihre Oma. Zoé schnappte ihr Velo und sauste los. Sie fuhr durch die Stockerstrasse, ignorierte eine rote Ampel und bog in die Fichtengasse ein. Die Turmuhr schlug vier Uhr.

«Mist», fluchte sie und widerstand der Versuchung, einem Autofahrer den Stinkefinger zu zeigen. Endlich erreichte sie das grosse Basketballstadion, in dem sie dreimal wöchentlich Training hatte. Sie stellte das Velo vor das Stadion und riss ihr Turnzeug vom Gepäckträger. Mit wild herumschlackerndem Turnsack sprintete sie in die Garderobe. So schnell sie konnte, zog sie sich um und stopfte ihre Sachen in ihren Spind. Während sie hinausrannte, band sie ihre kastanienbraunen Haare zu einem Pferdeschwanz und zog ihre Klamotten zurecht. Hoffentlich sieht mich niemand. Doch die Adleraugen ihrer Trainerin hatten sie schon im Visier.

«So, unsere Ersatzspielerin hat das Stadion auch schon gefunden.»

«Tut mir leid. Ich ...»

«Du weisst, was das für dich bedeutet?», unterbrach die Trainerin Zoé.

«Ja.»

Zerknirscht schnappte sich Zoé einen der orangen Basketballbälle. Im Stadion war nur noch das dumpfe Ploppen der prellenden Bälle zu hören. Auch Zoé begann zu prellen und rannte auf den Basketballkorb zu. Sie vollführte einen perfekten Korbleger, und der Ball flog durch die Luft. Voll-

treffer. Im Stillen jubelte sie. Sie fing den Ball geschickt wieder auf und dribbelte auf die andere Seite des Feldes. Sie war schon fast beim Korb angelangt, als sie von einem Schrei abgelenkt wurde. Der panische, schmerzzerfüllte Schrei einer alten Frau: «Zoé, Zoé, hilf mir ...»

Zoé zuckte zusammen. Der Ball flog am Korb vorbei an die Wand. Zoé schnaubte genervt und schaute sich um. Niemand hatte etwas bemerkt. Natürlich nicht. Sie war die Einzige, die diese scheinbar körperlosen Schreie hören konnte. Seit sie sich erinnern konnte, wurde sie immer wieder von solchen Schreien überrascht. Inzwischen wusste sie, dass diese Schreie nicht wirklich körperlos waren. Zwar sah Zoé nie, wer schrie. Als kämen die Schreie von unsichtbaren Menschen. Doch die Leute, denen die Stimmen gehörten, waren sichtbare Menschen aus Fleisch und Blut. Die Stimme ihrer Mutter, ihrer Schwester oder ihrer Oma Ingrid, so, wie es eben passiert war. Sie wusste, dass sie daran nichts ändern konnte, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als genaue Listen darüber zu führen, wen sie wie oft schreien gehört hatte. Ihre siebenjährige Schwester hatte 51 Mal geschrien. Ihre Mutter 98 und ihre Oma 99 Mal. Halt, jetzt waren es genau 100 Mal. Super, Oma feiert ein rundes Schreijubiläum, dachte Zoé sarkastisch.

«Zoé, kommst du mal?» Die Trainerin joggte über das Basketballfeld. In der Hand trug sie ein Telefon.

«Deine Mutter. Sie klingt sehr aufgelöst.» Zoé nahm ihr das Telefon ab.

«Mama, was ist?!»

«Zoé, zum Glück konnte ich dich erreichen. Es ist so. Kannst du bitte nach Hause kommen, weil ...» Frau Berliner brach schluchzend ab.

«Mama wieso? Was ist passiert?!»

«Deine Oma. Sie ist tot.»

Zoé fuhr, so schnell sie konnte, nach Hause. Das Velo warf sie achtlos in die Garage und stürmte ins Haus. Im Wohnzimmer war die Hölle los. Drei Sanitäter standen im

Raum. Einer kümmerte sich um ihre Mutter, die weinend auf einem Hocker sass. Die anderen beiden beugten sich über das Sofa. Auf dem Sofa lag ihre Oma. Ihre Haut war blass und fast durchsichtig. Jemand hatte ihre Augen geschlossen.

«Woran ...»

«Man weiss es nicht.» Ihre Mutter klang schwach. «Plötzlich hat sie einen entsetzlichen Schrei ausgestossen und dann ...» Frau Berlinger versagte die Stimme.

Zoé zuckte zusammen. Normalerweise war sie diejenige, die Leute schreien hörte. Eine grausame Ahnung schlich sich bei ihr ein. Heute hatte sie ihre Oma zum 100. Mal schreien gehört. Und jetzt war sie tot. Zufall?

«Wir bringen Ihre Mutter in die Pathologie», die Worte eines der Sanitäter unterbrachen ihre Überlegungen. «Vielleicht können die Pathologen mehr in Erfahrung bringen.»

Frau Berlinger nickte nur. Und Zoé fragte sich, was zum Teufel diese Pathologie sei, wo ihre Oma hingbracht werden sollte.

Das Abendessen war trostlos. Der Tod der Grossmutter hatte eine Lücke in der Familie hinterlassen. Zoé, ihre Mutter, ihre kleine Schwester und ihre Oma wohnten zusammen, seit sie denken konnte. Oma gehörte zu diesem Haus wie das windschiefe Dach, die Wände mit der abblättrenden Farbe und die unzähligen Bilder, die überall hingen. Lustlos spielte Zoé mit ihrem Löffel herum. Ihre Mutter salzte ihre Suppe mit Tränen. Plötzlich klingelte das Telefon. Zoé ging hin, froh über einen Grund, den Tisch zu verlassen.

«Berlinger, ja?»

«Zoé, bist du's?»

«Ja, wer ist da?»

«Mein Name ist Weiss. Manuel Weiss.»

«Wer sind Sie?»

«Ich bin Professor für Kunst. Störe ich?»

«Ähm.»

«Tut mir leid. Natürlich störe ich. Ingrid ist gestorben, nicht wahr?»

«Woher wissen Sie das? Und was wollen Sie?»

«Ich rufe an, weil Ingrid gestorben ist. Ich muss mit dir reden.»

«Wieso? Was habe ich mit Omas Tod zu tun?»

«Ich denke, du weißt das genau Zoé. Die Schreie, die du hörst. Du denkst, ich spinne, aber glaube mir. Deine Familie ist verflucht.»

«Verflucht?!»

«Das erzähle ich dir gern genauer, aber nicht am Telefon. Warum kommst du nicht schnell vorbei? Ich wohne an der Fichtengasse 65, gleich neben dem Basketballstadion.»

«Warum sollte ich?»

«Kommst du?»

Zoé zögerte. «Ich bin auf dem Weg.»

Das Haus, in dem der Professor wohnte, machte einen heruntergekommenen Eindruck. Das schmiedeeiserne Tor quietschte, als Zoé es öffnete. Die Mauern des Hauses schienen nur noch von Efeuranken zusammengehalten zu werden. Zoé lief schnell zur Tür. Eine Klingel gab es keine. Zoé hob eine Hand und hämmerte laut gegen die Tür. Nach ein paar Sekunden regte sich im Haus etwas. Ein Mann, etwa Mitte vierzig, mit braunen, spärlichen Haaren, öffnete die Tür.

«Hallo, bist du Zoé?»

«Ja, guten Abend, Herr Weiss.»

«Komm doch rein.» Er trat einen Schritt zur Seite. «Du kannst mich ruhig duzen.»

«Okay, ähm Manuel.» Manuel grinste und führte sie in ein kleines Wohnzimmer. Zoé fühlte sich sofort an zu Hause erinnert: Überall hingen Gemälde.

«Setz dich doch!», forderte Manuel sie auf und scheuchte einen fetten getigerten Kater vom Sofa. Zoé nahm Platz, und Manuel setzte sich auf einen Sessel vis-à-vis von ihr.

«Ich bin froh, dass du so schnell kommen konntest. Trotz den schwierigen Umständen bei dir zu Hause.»

Zoé rutschte nervös auf dem Sofa hin und her. Was wollte dieser seltsame Manuel von ihr?

«Ich habe einen Verdacht, was hinter den Schreien und dem Tod deiner Oma stecken könnte.»

«So. Woher weisst du überhaupt, dass ich diese Schreie höre. Und was kümmert dich der Tod meiner Oma?» Zoé wusste, dass sie nicht sonderlich höflich war, doch es war ihr egal.

«Ich habe deine Oma und deine Mutter gut gekannt. Deine Mutter und ich ..., wir waren gute Freunde.»

«Ach so. Das erklärt allerdings nicht ...»

«Ja, ich weiss. Die Schreie. Siehst du dieses Bild?» Er deutete auf ein grosses Gemälde über dem Sofa. Drei Gläser waren darauf abgebildet. Über jedem Glas schwebte eine graue Wolke. Das eine Glas war etwa halb voll. Das zweite sah aus, als würde es überlaufen, wenn nur noch ein Tropfen darauf fiel. Beim dritten Glas war genau das passiert. Das Wasser quoll über den Rand und tropfte auf den Bilderahmen.

«Jedes Mal, wenn du einen Schrei hörst, fällt aus der Wolke ein Tropfen und landet im Glas. Als heute Nachmittag das Glas deiner Oma überlief, wusste ich, was passiert war.»

Zoé schaute fasziniert auf das Bild. Dann auf das Glas ihrer Mutter. Es fehlte nicht mehr viel, und es würde überlaufen.

«Was kann man dagegen tun?», fragte sie Manuel. Ihre Stimme zitterte.

«Wir müssen das Bild an seinen Platz zurück bringen.»

Zoé schluckte. «Und wo ist das?»

«Bei dir zu Hause.»

Zoé fiel ein Stein vom Herz. Sie lachte erleichtert.

«Dann ist es ja kein Problem!»

Manuel guckte gequält.

«Ich glaube, deine Mutter wäre nicht begeistert, wenn sie mich bei dir zu Hause sähe», murmelte Manuel.

«Wieso? Wir würden ihr ja das Leben retten. Ausserdem dachte ich, ihr seid befreundet.»

«Wir waren befreundet.»

«Erzähl», forderte Zoé.

Manuel zögerte.

«Wir waren Freunde. Beste Freunde. Wir verbrachten viel Zeit zusammen. Wir studierten an derselben Uni und wir spielten im selben Basketballclub. Alles war perfekt. Doch dann geschah etwas Schreckliches. Meine Eltern hatten einen Unfall. Meine Mutter kam ums Leben, mein Vater konnte nicht mehr arbeiten. Ich studierte immer noch, und langsam ging uns das Geld aus. Mein Vater war zu stolz, um Sozialhilfe zu beantragen. Ich wusste nicht mehr weiter. Als ich wieder einmal bei deiner Mutter zu Besuch war, fiel mir dieses Bild ins Auge. Ich erzählte meinem Vater davon. Er sah darin die Chance zu überleben, wie er es ausdrückte. Und er befahl mir, es zu stehlen. Ich tat es.»

Manuel seufzte und warf Zoé einen traurigen Blick zu.

«Wir verkauften das Gemälde, und von dem Geld konnten wir leben, bis ich in einem Museum zu arbeiten begann. Doch deine Mutter erkannte bald, dass ich hinter dem Diebstahl steckte, und seitdem hasst sie mich. Sie zeigte mich nicht an, aber sie hasst mich.»

Er seufzte wieder und stand auf.

«Möchtest du ein Glas Wasser?»

Zoé nickte. Natürlich hatte ihre Mutter ihr von dem Kunstraub erzählt. Doch sie hatte immer gedacht, der Dieb wäre entkommen. War er genau genommen auch. In ihrem Kopf bildeten sich tausend Fragen. Manuel kam mit zwei Gläsern und einem Wasserkrug zurück.

«Ich sehe dir an, dass du mich am liebsten mit Fragen überschwemmen würdest, Zoé», sagte Manuel belustigt.

«Du sagtest doch, das Bild wäre verkauft. Es hängt eindeutig da.»

«Ich habe es zurückgekauft. Als ich es deiner Mutter bringen wollte, hat sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen, bevor ich nur ein Wort sagen konnte.» Er grinste schwach.

«Wann hast du von dem Fluch erfahren?»

Manuel wollte gerade antworten, als Zoé aufsprang. Ein Schrei. Panisch und voller Angst. «Zoé ..., Zoé ...» Aus der Wolke im Bild fiel ein Tropfen und landete mit einem vernehmbaren Plopp im Glas.

«Manuel, wir müssen uns beeilen!»

Manuel nickte.

«Meine Mutter muss dich ja nicht sehen.»

«Danke, Zoé.» Er schmunzelte. Zusammen nahmen sie das Bild von der Wand und legten es in Manuels VW.

Leise drehte Zoé den Hausschlüssel. Die Tür knarrte leicht, als sie aufschwang. Zoé winkte Manuel hinein.

«Folge mir», formte Manuel mit den Lippen und ging mit dem Bild voraus die Treppe hoch.

Zoé kam sich in ihrem eigenen Haus wie eine Verbrecherin vor. Manuel lief schnurstracks auf das Zimmer zu, das Zoés Urgrossmutter gehört hatte. Sie sah sofort, wo das Bild hingehörte. Die Wand dort war heller, weil die Sonne nie daraufgeschienen hatte. Zum Glück steckte noch ein Nagel in der Wand. Manuel winkte Zoé zu sich. Gemeinsam hoben sie das Bild hoch und hängten es wieder an die Wand. Zoé hätte nicht gedacht, dass es so einfach war, einen Fluch zu beheben. Sie grinste Manuel triumphierend an. Er grinste zurück.

«MANUEL, WAS ZUM TEUFEL HAST DU IN MEINEM HAUS ZU SUCHEN?!» Frau Berlinger stand in der Tür. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt und sah äusserst wütend aus. Wenn Blicke töten könnten ..., dachte Zoé. Manuel schien mindestens einen Meter geschrumpft zu sein.

«Mama, wir haben das Bild zurückgebracht, um ...», begann Zoé Manuel zu verteidigen.

«WAS FÄLLT DIR EIN, MIT MEINER TOCHTER ZU SPRECHEN.» Nun sah auch Manuel wütend aus.

«Ich habe das Recht, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen, wenn sie es will», gab Manuel zurück.

«Ich habe das Sorgerecht», gab Frau Berlinger zurück. Sorgerecht. Über Zoé schwebte ein grosses Fragezeichen.

«Was ist eigentlich los?»

«Zoé ...»

«Was?»

«Manuel ist dein Vater.»

